

PAUL BROKS

*Je dunkler die Nacht,
desto heller die Sterne*

Über die Liebe, die Trauer
und das Ich

*Aus dem Englischen übersetzt
von Annabel Zettel*

Mit Zeichnungen von Garry Kennard

– unkorrigierte Leseprobe –

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor
dem 28. August 2019 zu veröffentlichen

C.H.Beck

Titel der englischen Originalausgabe:
«The Darker the Night, the Brighter the Stars.
A Neuropsychologist's Odyssey»

© Paul Broks, 2018

Die Originalausgabe ist 2018 bei Allen Lane, London,
einem Imprint von Penguin Random House UK, erschienen.

Mit 15 Abbildungen (© Garry Kennard)

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie, Andrea Hollerieth

Umschlagabbildung: Karl Nordström, «Winternacht», 1907. Stockholm,

Prins Eugens Waldemarsudde. (Ausschnitt) © akg-images, Berlin

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

Werbemittel-Nummer 257742

www.chbeck.de

Inhalt

Vorwort 11

TEIL EINS

Über die Trauer

Der sonnendurchflutete Raum 17 – *Das hölzerne Schwert* 22 – *Erkenne dich selbst* 24 – *Der Junge schläft, der Mann wacht* 27 – *Der Urknall und ein leises Flüstern* 35 – *Dieses Ding, mit dem man die Zeit macht* 36 – *Sternenstaub* 40 – *Autotopagnosie* 44 – *Schnappschüsse* 47 – *St. Yves* 51 – *Delphine* 54 – *Die Trostlosigkeit der Philosophie* 56 – *Die Entdeckung der Kopflosigkeit* 62 – *Der falsche Kopf* 63 – *Apophänie* 66 – *Die Schädelhöhle* 69 – *Das reiche Dickicht der Wirklichkeit* 70 – *Hallo, ist da jemand?* 73 – *Bessies Tagebuch* 77 – *Der große Pan* 79 – *Etwas Böses kommt daher* 84 – *Über die Trauer* 97 – *Der Botenvogel* 108

TEIL ZWEI

Tausend rote Schmetterlinge

Tabula Rasa 113 – *Egos und Bündel* 126 – *Tausend rote Schmetterlinge* 130 – *Der Bewusstseinsclub* 135 – *Verrottet bis ins Mark* 149 – *Den Traum leben* 158 – *Der Mythos des Sisyphos* 164 – *Das Problem mit dem Problem des Bewusstseins* 166 – *Tiger, Tiger* 187 – *Rot zapeln* 190 – *Unsterblichkeit* 197 – *Auferstehung* 198 – *Ein Goldregen* 203 – *Die Vergewaltigung des Mondes* 207 – *Die Aussicht vom Grund des Brunnens* 213 – *Außerirdische* 217 – *Magischer Brei* 222 – *Wahnstimmung* 223 – *Das Gehirn im Bauch* 230

TEIL DREI
Ins Labyrinth

Oh, diese knurrenden Tiger 235 – *Das Schiff des Theseus* 241 – *Es war einmal* 243 – *Die Gitarre* 248 – *Der Ring* 249 – *Die anarchische Hand* 252 – *Épater les bourgeois* 257 – *Herr Kafka* 261 – *Ich möchte Daddy töten* 263 – *Das Angebot des Besuchers aus dem All* 270 – *Frühlings-Tagundnachtgleiche* 271 – *Die Zigeunerin* 272 – *Slush Puppie-Psychose* 273 – *Körper und Geist* 279 – *Nicht ganz das richtige Universum* 283 – *Apophänie 2* 297 – *Ins Labyrinth* 298

Weiterführende Lektüre 313
Ausgewählte Literatur 315
Danksagung 318

Vorwort

Das hier war nicht meine Idee. Gib den Lesern eine Lampe, sagten sie, um sie zur Tür zu führen. Häng eine Notiz an die Tür. Warne sie vor, dass es ein verwinkeltes, wackliges Haus ist, das sie betreten werden. Ich wollte eigentlich, dass Sie Ihren eigenen Weg finden, und Sie damit sich selbst überlassen. Aber ich habe es mir anders überlegt.

Dies ist kein konventionelles Buch, und ich denke, Sie sollten wissen, was Sie erwartet. Was Sie (wie ich hoffe) lesen werden, ist eine Mischung aus Memoiren, neurologischen Fallstudien und Reflexionen über Leben, Tod und Geist. Ich habe ein paar griechische Mythen eingestreut und diverse andere Geschichten – einige von ihnen sind wahr, andere nicht. Fakten und Fiktion gehen Hand in Hand. Wissenschaft und Mythos sind miteinander verwoben. Die fiktionalen Elemente sind größtenteils leicht zu erkennen. Ich habe zum Beispiel keine autonome Subpersönlichkeit, die in der Lage ist, Frauen in fließendem Französisch zu verführen, und mein 150. Geburtstag steht noch aus. Die Fallgeschichten gehen meist auf meine Erfahrungen in klinischer Neuropsychologie zurück. Namen wurden geändert und weitere Tarnungsschichten hinzugefügt, um die Patientenanonymität zu wahren. Es gibt jedoch zwei Ausnahmen von der Anonymitätsregel. Eine ist die Geschichte von Pat Martino, dem Jazzgitarren-Virtuosen, dessen bemerkenswerte Genesung von einer nahezu tödlichen Hirnblutung in Jazz-Kreisen lange Zeit gefeiert wurde. Die andere ist Carla MacKinnon, Filmemacherin und Schlafparalyse-Patientin, deren Kurzfilm über diesen seltsamen Zustand, *Devil in the Room*, auf Festivals und medizinischen Konferenzen weltweit gezeigt wurde. Was die autobiographischen Geschichten angeht, habe ich einige Namen und das ein oder andere unbedeutende Detail geändert, aber ansonsten sind sie so wahr, wie ich sie nur darstellen konnte. Ein paar kleine Freiheiten habe ich mir bei den griechischen Mythen erlaubt, aber ganz ehrlich, das sollte man auch tun. Alle Geschichten, Fakten und Fiktionen drehen sich im Großen und Ganzen um zwei immer wiederkehrende Fragen: *Wer sind wir?* und *Wie sollen wir leben?* Und durch diese Seiten dringt das Echo der Worte meiner Frau in ihren letzten Tagen: *Du weißt nicht, wie wertvoll das Leben ist. Du denkst, du wüsstest es, aber du weißt es nicht.*

Das Buch wird am ehesten Sinn ergeben, wenn Sie die ersten Kapitel zuerst lesen und die letzten Kapitel zuletzt, aber springen Sie ruhig auch hin und her oder lesen Sie quer. Einige Kapitel sind miteinander verknüpft, andere nicht, zumindest nicht explizit, aber zweifellos werden Sie Verbindungen ziehen, die ich nicht geplant und gesehen habe. Das Gehirn ist ein Muster-erkennender Apparat. Es findet überall Formen, Strukturen und Bedeutungen. «Ah», sagte mir jemand, «das ist also eine Metapher für das Gehirn selbst!» Sie meinte die Art, wie der Geist zusammenhängt, wie Logik mit Magie verbunden ist, mit Träumen, Hoffnungen, Erinnerungen, mit Weitblick oder Irrwegen, und immer mit einem Gefühl des Weiterrollens, Stunde um Stunde, des irgendwohin Steuerns, auch wenn dieses Irgendwo letztlich nirgendwo ist. Ja, sagte ich, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, obwohl mir das in Wahrheit nie aufgefallen war.

Es gibt keine klare Trennlinie im Gehirn zwischen inneren Vorstellungen und den Wahrnehmungen der realen, stofflichen «Welt da draußen». Realität und Phantasie entstehen in denselben neuronalen Schaltkreisen. Ich wollte, dass meine Geschichten diese Tatsache spiegeln, denn, wie ich glaube, ist sie zentral für das, was es heißt, Mensch zu sein. Das ist der Grund, weshalb Sie, wenn Sie Ihren Weg durch dieses verwinkelte, wacklige Haus eines Buches gehen, fast so vielen Göttern, Geistern und mythischen Ungeheuern wie real existierenden Menschen begegnen werden. Und deshalb sind die neurologischen Patienten, die ich ausgewählt habe, um über sie zu schreiben, auch so oft Menschen, die die Grauzonen des Geistes bewohnen. Sie werden auf einen Mann treffen, der glaubt, tot zu sein, Ihnen aber seine Lebensgeschichte erzählen kann, und auf eine Frau, deren Lebensgeschichte ausgelöscht wurde. Da ist ein junger Mann, dessen linke Hand ein bedrohliches Eigenleben führt, und ein alter Mann, der seine linke Hand nicht von seiner rechten, oder vielmehr, seine Hände nicht von seinen Füßen oder seine Füße nicht von seinen Ohren unterscheiden kann, und da sind Frauen, die von widerlichen Monstern der Traumwelt gequält werden, während sie im Bett liegen, hellwach, aber in einer Lähmung gefangen.

Beobachten Sie das Patientengut in den neurologischen Abteilungen und Kliniken genauer und lange genug, und sie werden zwangsläufig auf solche Menschen treffen. Blicken Sie in ihre durcheinander geratenen Gehirne, und Sie werden etwas über die Infrastruktur des Selbst lernen, nicht nur über

deren, sondern ebenso über Ihr eigenes. Und wenn Sie ihnen in die Augen sehen, dann sehen Sie auch Ihre eigene Zerbrechlichkeit.

Die Lampe hat Sie also bis an die Tür geführt. Öffnen Sie sie. Treten Sie ein. Finden Sie sich im düsteren Korridor zurecht. Gehen Sie die Treppe hinauf. Ganz oben ist eine Tür. Sie ist nur leicht angelehnt, sehen Sie? Drücken Sie dagegen, und sie wird sich öffnen. Dahinter liegt ein sonnendurchfluteter Raum, auf ewig sonnendurchflutet, wie tief die Nacht auch sein mag.

(...)



Der sonnendurchflutete Raum

Bfff...

Das Beatmungsgerät atmet aus. Es läuft den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch. Meine Frau atmet aus, es klingt wie ein schicksalsergebener Seufzer. Es ist sechs Uhr abends, und sie hat ihre Augen heute noch nicht geöffnet oder ein Wort gesprochen. Dieser Tag, zwischen ihrem Geburtstag und unserem Hochzeitstag, ist der Tag, an dem sie stirbt. Gestern haben die Jungs und ich ihre Lippen mit grünem Tee benetzt, und sie lächelte. Aber heute nicht. Noch ein langer Seufzer. Ihr letzter Atemzug? Noch nicht. Es folgt noch einer und noch einer. Und dann keiner mehr. Der letzte ist wie eine Welle, die auf dem Sand ausläuft. Das Beatmungsgerät arbeitet noch immer. Ich streife den Ehering vom toten Finger meiner Frau und umschließe ihn mit meiner Faust. Die Maschine atmet aus. Ich atme aus. Er hat kaum je einen Atemzug verpasst, dieser Ring. Ich stelle das Gerät ab. Kate liegt da, überströmt vom Licht der Abendsonne, während sich die Haut an ihren Armen durch das versackende Blut bereits blau verfärbt.

Es war der Tag der Herbst-Tagundnachtgleiche, der 23. September. Die Sonne hatte den Himmelsäquator durchquert, und unser letzter Sommer lag hinter uns. Perfektes Timing. Sie könne keinen Winter mehr durchstehen, hatte sie gesagt. In dieser Nacht war Vollmond. Ich stand im Hinterhof. Ich nahm einen Schluck Whisky, und ich dachte: Was nun? Wir hatten in diesem Sommer viel über dieses *was nun* gesprochen, da wir ja wussten, dass der Tod nahe bevorstand. «Du wirst zurechtkommen», sagte sie immer, «ich mache mir keine Sorgen um dich.» Ich hätte noch so vieles vor mir. Es würde eine Erlösung sein.

«Und es wird jetzt nicht mehr lange dauern.»

«Hm, dann muss es wohl so sein.»

«Aber ich werde dir etwas sagen. Du weißt nicht, wie wertvoll das Leben ist. Du denkst, du wüsstest es, aber du weißt es nicht.»

Ich konnte schlecht mit ihr streiten. Sie starb ja. Was wusste ich schon? Und im Rückblick war es ein guter Sommer, trotz allem: quälend und durch und durch traurig, aber nicht trostlos, und immer wieder gab es außergewöhnliche Momente des Glücks. Das rechtfertigte unsere Entscheidung. Genau 100 Tage

vor ihrem Tod saßen wir in einem anderen sonnendurchfluteten Raum des Krankenhauses. Ein Arzt erklärte uns, dass der Krebs so gestreut habe, dass es keine Hoffnung mehr gebe, ihn einzudämmen. «Wie lange noch?» fragte Kate, und wagte ihre eigene Einschätzung: «Sechs Monate?» Aber es entstand eine Pause, bevor der Arzt antwortete: «Vielleicht.» Das Beste, was er uns anbieten könne, die allerletzte Maßnahme, sei eine erneute Chemotherapie, die, wenn sie wirkte, ihr Leben um bestenfalls einige Monate verlängern könnte. Es würde die Art von Chemotherapie sein, bei der Haare und Fingernägel ausfallen und bei der man sich wirklich elend fühlt. Wir wussten alles über Chemotherapie. Und die Chancen, dass sie anschlägt? «Eins zu fünf.» Wir müssten das nicht sofort entscheiden, sagte der Arzt, in der folgenden Woche würde es auch noch reichen, aber die Krankheit schreite rasch voran, und die Behandlung, falls wir sie wünschten, könne nicht viel länger aufgeschoben werden.

Auf der Heimfahrt waren wir uns einig, dass diese Entscheidung nicht zu spontan getroffen werden sollte. Wir würden sie mit Tom und Nat, unseren Söhnen, besprechen; wir würden das Für und Wider gegeneinander abwägen und so gut es ging mit den Ungewissheiten umgehen. Und in den darauffolgenden Tagen taten wir das. Wir trafen dazu keine festen Verabredungen. Die Diskussion entwickelte sich nach und nach beim Mittagessen auf der Terrasse, oder während wir am Meeresufer den Sonnenuntergang beobachteten oder in den ruhigen Stunden des frühen Morgens, und wir setzten die Fragmente forensisch zusammen. Es ist deine Entscheidung, sagten die Jungs. Wir unterstützen dich bei allem, was du tust.

Als wir wieder im Behandlungszimmer des Arztes saßen, sprach in meinem Kopf zunächst alles ziemlich klar gegen eine weitere Behandlung. Noch während der Arzt redete, ging ich die existentiellen Gleichungen durch. Ich stellte die Wahrscheinlichkeiten den Qualen und Entwürdigungen gegenüber, und ich konnte keinen guten Grund erkennen, das Leiden, das ohnehin schon schlimm genug war, noch zu verstärken und zu verlängern. Das Ende war nun unausweichlich und greifbar, mit oder ohne Behandlung. Besser, wir würden die letzten Tage nutzen, so gut es ging, und sie nicht an die Tortur der Chemotherapie verschwenden. Wenn die Behandlung nicht anschlug, was wahrscheinlich war, dann würde das nur bedeuten, das Leiden unermesslich zu steigern.

Ich behielt diese Gedanken in dem Moment für mich. Wenn Kate anderer

Ansicht war, und ich hatte den Eindruck, dass sie es war, dann wollte ich nicht dagegen halten. Es war schließlich ihr Leben. Und bald schon betrachtete ich alles von der anderen Seite. Sie hatte in der Vergangenheit gut auf aggressive Chemotherapien angesprochen. Warum nicht auch diesmal? Und warum war der Arzt so zurückhaltend, so pessimistisch, was das Ergebnis betraf? Onkologie ist keine exakte Wissenschaft. Manchmal liegen die Ärzte in diesen Dingen arg daneben. Mir haben sie noch sechs Monate gegeben, hört man Leute sagen, und hier bin ich immer noch, fünf Jahre später, unverwüstlich! So fand ich Gründe, die für die Behandlung sprachen. Ich sagte, es wäre vielleicht einen Versuch wert. «Ich will nicht ohne Haare sterben», sagte sie. Rationale Überlegungen waren letztlich nicht so sehr das Entscheidende. Am Ende kam es darauf an, was sich *richtig anfühlte*.

Es gibt praktische Dinge, die man in den Minuten und Stunden nach einem Todesfall regeln muss. Ich rief einen Arzt, um den Totenschein ausstellen zu lassen, und ein leise sprechender Mann aus Ghana erschien. Ich fragte ihn, ob er mir ein Beerdigungsunternehmen empfehlen könne, denn, so bizarr es mir im Nachhinein erscheint, ich hatte mir darüber zuvor keine Gedanken gemacht. Der Arzt ging wieder an seine Arbeit, und ich rief den Genossenschaftlichen Bestattungsdienst an, und während wir auf dessen Mitarbeiter warteten, nahmen die Jungs und ich nacheinander Abschied. Ich streichelte ihr Haar. Als die Leiche weggebracht worden war, aßen wir – Tom, Nat und ich und Nats Frau Rosie – ein wenig Pasta und tranken dazu Wein. Wir sprachen über Kate. Ihr Tod fühlte sich unerwarteterweise wie eine Vollendung an. Es war, darin waren wir uns einig, ein friedliches, ein würdiges Ende, und das Leiden war vorbei. Ich schaffte es nicht, die Nacht in unserem, nein nur *meinem* Schlafzimmer zu verbringen, deshalb legte ich in Toms Zimmer eine Matratze auf den Boden. Ich las noch eine Weile Senecas *Briefe an Lucilius über Ethik*, bevor ich schlafen ging, und ich schlief gut. Am nächsten Tag, unserem Hochzeitstag, ging ich mit Kates Ehering zu einem Juwelier, um ihn weiter machen zu lassen. Ich hatte ihr versprochen, dass ich ihn für den Rest meines Lebens tragen würde.

In den folgenden Tagen galt es, die Beerdigung zu arrangieren und Angaben für den Beamten zusammenzutragen, der das Geburten- und Sterberegister verwaltete. Als ich vor ihm stand, sagte er mir, dass er meinen Verlust bedaure, ein Satz, der ihm bestimmt 50 Mal pro Woche über die Lippen kommen musste, und dann gab er mir einen altmodischen Füllfederhalter, um

einige Formulare zu unterzeichnen. Darauf folgte die Beerdigung, und das wars. Ein Leben wurde abgeschlossen; ein Tod dokumentiert.

Dann kamen die Erinnerungen hoch. Türen zu ungeahnten Räumen öffneten sich. Durch ein Fenster hindurch ein klarer Wintermorgen, durch ein anderes ein Sommernachmittag. Fragmente aus der Kindheit wirbelten umher wie Blätter in einem Windstoß. Schultage. Arbeit. Die ersten Jahre mit Kate. Ich öffnete die Hintertür, und da waren wir, wir standen in einem Wolkenbruch. Der Geruch von starkem Regen auf trockener Erde. Nass bis auf die Haut. Lebendig. Die Bilder kamen, ob ich es wollte oder nicht, anfallartig, als versuche mein Gehirn, Bedeutungsstränge zu sammeln, ohne «mich» dabei groß einzubeziehen, indem es Erinnerungen aufwühlte, sie durchstöberte, sondierte. Rekonstruierte. *Wer bist du? Was nun?*

Was nun? Keine Ahnung. Ich wanderte durch einen Nebel, ohne zu wissen, was mich erwartete, wenn die Sonne durchbrach. *Wenn ich nicht mehr da bin, dann schau nach vorn und tu, was immer du tun musst.* Aber was? Verkauf das Haus, sagte sie. Schmeiß den Job hin. Zieh in eine andere Stadt. Such dir eine neue Frau. Was auch immer. *Ich werde nur noch eine Erinnerung sein.*

Ich entschied, Kates Rat zu folgen und mich aus dem Berufsleben so bald wie möglich zurückzuziehen. *Du wirst irgendwann verbraucht sein.* So fühlte ich mich bereits. *Du hast keine Lust mehr auf all das.* Auch wahr. *Lass los.* Sie hatte alles richtig vorausgesehen. Ich konnte das Geld aus ihrer Lebensversicherung nehmen, um die Hypothek abzubezahlen, und in ein paar Jahren wäre ich dazu berechtigt, ein Vorruhestandspaket zu beantragen, das mir eine kleine Rente sichern würde, um über die Runden zu kommen. So fand ich mich schließlich in einer Niederlassung der Cheltenham & Gloucester Building Society wieder, wo ich zügig einen Scheck über sechsendneunzigtausendvierhundertachtundachtzig Pfund und dreiundvierzig Pence unterschrieb und wieder hinaus auf die Straße ging, während mir eine Träne über die Wange lief. Der Schmerz um sie durchfuhr mich immer dann wie ein Messerstich, wenn ich es am wenigsten erwartete. 18 Monate später trat ich von meinem Posten an der Universität zurück und begann, all das zu tun, was ich schon viel früher hätte tun wollen. Moore durchwandern. Dorfkneipen. Fußball. Lesen. Nichts tun.

Glauben Sie mir, ich bin gut im Nichtstun, aber mein Gehirn will keine Ruhe geben.

(...)

Über die Trauer

Wieviele Stunden hat eine Meile? Ist Gelb quadratisch oder rund? So ist wahrscheinlich die Hälfte der Fragen, die wir stellen – die Hälfte unserer großen theologischen und metaphysischen Probleme.

C. S. Lewis, Über die Trauer

Ich lese *Über die Trauer* in zwei Etappen durch, vor und nach dem Mittagessen, an einem regnerischen Samstag. C. S. Lewis' Gedanken über den Verlust wurden erstmals 1961 unter dem Pseudonym N. W. Clerk veröffentlicht. Lewis hatte im Jahr zuvor seine Frau, die amerikanische Dichterin und Autorin Joy Davidman, verloren. Er spricht von ihr durchgehend als «H», nach ihrem ersten Vornamen Helen. Clive Staples Lewis konnte seine eigenen Vornamen nicht leiden und ließ sich seit frühester Kindheit nur «Jacks» oder «Jack» rufen. Er überlebte Joy nur um etwas mehr als drei Jahre, da er am 22. November 1963, dem Tag, an dem John F. Kennedy ermordet wurde, an den Folgen eines Herzinfarktes starb. *Über die Trauer* wurde danach unter seinem richtigen Namen veröffentlicht, während Joy aber weiterhin «H» bleibt. Ohne es zu wissen, kaufte ich das Buch am 49. Todestag des Autors. Wäre es der 50. Todestag gewesen, hätte es sich noch bedeutungsvoller angefühlt, aber ein schöner Zufall ist es trotzdem.

Schon auf den ersten Seiten wurde mir klar, dass meine Verlusterfahrung ganz anders war als die von Lewis, so anders, dass ich mich fragte, ob ich überhaupt getrauert hatte, und was er wohl davon halten würde. Über diesen Gedanken, die in meinem Hirn kreisten, nickte ich ein. Es war eine kurze Nacht gewesen, und ich hatte zum Mittagessen ein Glas Bier getrunken.

Ich wachte durch ein Tap-Tap-Tap am Fenster auf. Der Raum lag nun im Halbdunkel. «Warum fragst du ihn nicht?» Ich öffnete meine Augen und sah einen Mann, der draußen direkt am Fenster stand. Er sah irgendwie vertraut aus, obwohl ich ihn nicht wirklich einordnen konnte: um die 40, dick, mit schütter werdendem Haar, zerknitterter grauer Anzug, tief hängende Krawatte, eine Dose Lager in der Hand. Er klopfte und sprach wieder. «Ich sagte, warum fragst du ihn nicht?» Ich erhob mich vom Sofa und öffnete das Fenster. «Warum fragst du ihn nicht?» Der Mann hob eine Augenbraue und ver-

zog sein feistes Gesicht zu einem merkwürdigen Ausdruck. «Also», sagte er, «du weißt, was zu tun ist».

Ja, das tat ich. Es lag auf der Hand. Ich schloss also das Fenster und ging nach oben ins Schlafzimmer. Ich ließ meine Finger über das lackierte Walnussholz des großen alten Kleiderschranks gleiten, den wir 30 Jahre lang mit uns herum gekarrt hatten, und der mit uns vier mal umgezogen war. Dann öffnete ich die Tür und machte einen Schritt hinein, zwischen die Hemden, Jacken und Kleider. Seltsam. Ich dachte, ich hätte Kates Klamotten alle zum Second-Hand-Laden gebracht. Da waren auch Pelzmäntel. Sie hat niemals Pelz getragen. Ich ging einen Schritt weiter, einen Arm nach vorne ausgestreckt, um die hölzerne Hinterwand zu ertasten, aber da war nichts. Natürlich war da nichts. So funktioniert es ja. Also ging ich weiter durch das tiefe Dunkel. Etwas knirschte unter meinen Füßen. Das wird der Schnee sein, oder? Es war alles ziemlich eigenartig und doch zugleich vertraut. Und dann sah ich ein Licht und fand mich unter einem Laternenpfahl wieder, mitten im Wald in einer verschneiten Winternacht, mutterseelenallein. Ich höre ein Trappeln von Füßen, die auf mich zukommen. Es ist eine komische kleine Gestalt mit dem Oberkörper eines Mannes und Ziegenbeinen. Er hält einen schneebedeckten Regenschirm über seinen Kopf und trabt direkt an mir vorbei, ohne anzuhalten. Ich weiß, dass ich ihm folgen soll. Die Sonne geht auf, während wir unterwegs sind. Der Schnee schmilzt. Der Winter verwandelt sich in Sommer. Wir sind jetzt aus dem Wald draußen. Der kleine Faun ist in einen Busch geflitzt und verschwunden, und ich gehe allein eine vertraute Straße in Richtung University Parks hinunter.

Es ist ein Sommertag in Oxford. Wir sitzen im Park, im Schatten einer Silberweide, die in das gemächlich fließende Wasser des Cherwell hängt. Das Datum ist unklar. Der Mann, der neben mir sitzt, ist in Nachdenken versunken. Stellen sie sich einen korpulenten, etwa 60-Jährigen mit Tränensäcken unter den Augen vor, gebeugt und langsam kahl werdend, für das Wetter unpassend in Tweed gekleidet. Er hat während der letzten langen halben Minute nichts gesagt, aber ich weiß genau, wie seine nächsten Worte lauten werden. Das sind sie: «Niemand hat mir je gesagt, dass sich Trauer so anfühlt wie Angst.» Es ist eine volltönende Radiostimme, aber weicher als die, die man von ihm aus dem Rundfunk kennt. Er blickt weiterhin starr ins Wasser des Flusses.

«Angst?» entgegne ich. «Nein, für mich nicht.»

«Nicht Angst im eigentlichen Sinne», erklärt er, «aber etwas ganz Ähnliches; ein Flattern im Bauch».

«Nein, nicht einmal so fühlt es sich für mich an.»

Stechkähne ziehen vorbei. Spaziergänger, Picknicker und Liebespaare räkeln sich im Gras, aber das Datum bleibt weiterhin unklar. Die gestuften Haarmähnen überall, die dünnen Jungs in ihren stonewashed Jeans und Jammers-Krawatten und die Mädchen mit ihren braunen Beinen in kurz abgeschnittenen Hosen weisen auf die 80er Jahre hin, aber manche gehören auch in eine ganz andere Ära, vielleicht die des jungen Jack. Er fixiert mich mit forschendem Blick und fragt: «Sie haben ihre Frau geliebt?» Und ich sage «Ja. Sehr.»

Ich lehne seine Zigarette ab. Er zündet sich eine an. Ich erkläre ihm, dass es viele Momente der Angst gab, bevor sie starb. Sie gingen mit einer plötzlichen Schwerelosigkeit in der Magengegend einher, wie wenn man zu schnell über eine schmale Brücke fährt. Es überkam mich oft dieses Flattern des Grauens in den Wartezimmern der Krankenhäuser; ausbleibende Herzschläge mitten in der Nacht, ihre Wärme neben mir zu fühlen in dem Wissen, dass ich bald allein schlafen würde. Aber danach, als sie gestorben war, hatte ich keine Spur von Angst mehr.

«Wenn du sie geliebt hast», sagt Jack, «dann musst du gelitten haben».

«Ja. Aber du hast von Agonie gesprochen, und das war es nicht.»

Ein Stechkahn zieht vorbei. Der Mann, der ihn lenkt, sieht mir ähnlich. Seine Freundin, die eine Hand ins Wasser hängen lässt, könnte Kate sein. Sie erreichen rasch die Rainbow Bridge und sind bald nicht mehr zu sehen. Ich mag, wie sich der Zigarettenrauch mit dem Duft von frischgemähtem Gras vermischt. Nicht weit entfernt schwebt und schnellt eine Libelle in entschlossenen Zickzack-Bewegungen hin und her. Sie kommt näher, und Jack wird unruhig. Das Tier hält inne, regungslos, wie in der Luft fest getackert, direkt vor uns, eine kleine blaue Neonröhre. Jack ist angespannt. Ich erkläre ihm, dass sie weder sticht noch beißt, aber das beruhigt ihn nicht. Nachdem ich also einige Sekunden lang seine unterdrückte Panik beobachtet habe – ein Mann, der das Grauen der Schützengräben erlebt hat, nun vor Angst erstarrt wegen einer Libelle –, fege ich das Insekt mit der Hand beiseite. Seit seiner Kindheit hat er eine krankhafte Angst vor Insekten. Es sind ihre zuckenden,

kantigen Gliedmaßen und die trockenen, metallischen Geräusche, die sie machen.

«In meinen Augen», sagt Jack, «sind sie entweder lebendig gewordene Maschinen oder Lebewesen, die zu Maschinen degeneriert sind.» In den bösen Träumen seiner Kindheit kamen meist Gespenster oder Insekten vor. «Und noch heute würde ich lieber einem Geist als einer Tarantel begegnen.»

Joy Davidman trat im Januar 1950 in Lewis' Leben, als sie, auf die Vermittlung des amerikanischen Autors Chad Walsh hin, einen Briefwechsel eröffnete. Ehemals eine hartgesottene Atheistin und Mitglied der Kommunistischen Partei der USA, war sie etwa vier Jahre zuvor zum Christentum konvertiert, im Wesentlichen durch den Einfluss der Schriften von C. S. Lewis. Sie kam im September 1952 nach England, und sie trafen sich in Oxford zum Lunch. Joy war in Begleitung ihres Londoner Brieffreundes Phyllis Williams, bei dem sie auch wohnte. George Sayer, Jacks ehemaliger Schüler und späterer Biograph, war der Vierte im Bunde. Sayer beschrieb das Ereignis als «eindeutigen Erfolg». Joy, so erinnert er sich, «war mittelgroß, hatte eine gute Figur, dunkle Haare und ziemlich scharfe Gesichtszüge. Sie war eine amüsante, kratzbürstige New Yorkerin, und Jack war begeistert von ihrer Schonungslosigkeit und ihren anti-amerikanischen Ansichten». Sie war 37 Jahre alt; Jack war 53.

Als der Schrecken, den ihm die Libelle eingejagt hatte, nachließ, kam er wieder auf die Trauer zurück. «Agonie, ja. Agonie trifft es. Aber es gab Momente, in denen mich etwas in meinem Innern davon zu überzeugen versuchte, dass es mir gar nicht so viel ausmacht, nicht so furchtbar viel jedenfalls, und dass ich darüber hinweg kommen würde, dass ich, wie man so sagt, viele <Ressourcen> hätte.» Er boxt mit seiner rechten Hand leicht in die Handfläche der linken. «Menschen kommen über sowas hinweg!» Er boxt sich noch einmal in die Hand. «Es gibt im Leben eines Mannes mehr als nur die Liebe!» Und wieder ein Schlag. «Ich war ja in den Jahren vor meiner Begegnung mit Joy auch glücklich gewesen!»

«Aber der Versuch, rational zu bleiben, half nicht?»

«Nein. All dieser <gesunde Menschenverstand> beschämte mich nur. Und dann kam immer wieder ein glühend heißer Stich der Erinnerung, und der <gesunde Menschenverstand> verschwand wie eine Ameise in den Flammen eines Ofens. Ich war in Tränen aufgelöst, sentimentale Tränen, und das

widerte mich an. Ich glaube, ich zog die Agonie fast vor. Sie war wenigstens rein und ehrlich.»

«Und die Tränen waren das nicht?»

«Sie waren hemmungslos; selbstmitleidig.»

«Es gibt nichts Sinnloseres als Selbstmitleid. Darin sind wir uns einig.»

Jack schnippt seinen Zigarettenstummel in den Fluss und zündet sich die nächste an.

«Deine ›glühend heißen Stiche der Erinnerung›, fühlen sie sich für dich an wie schnelle, stechende Boxschläge oder eher wie Nadelstiche?»

«Wie Boxschläge.»

«Ich habe es einfach Stich genannt. Stiche, weil sie mir fehlte; Stiche in den Magen, ins Gehirn, ins Herz; ein Eindringen ins Fleisch, ein leibhaftiges Wissen, dass sie einfach nicht mehr da ist.»

Er verzieht keine Miene, aber meine Worte haben Eindruck hinterlassen, denn für einen Moment sehe ich Trostlosigkeit in seinen Augen, aber dann zieht er an seiner Zigarette, wendet sich mir zu, und in seinen offenen Gesichtszügen blitzt Neugier auf.

«Wo kommst du her? Ich kann deinen Akzent nicht zuordnen.»

«Aus dem 21. Jahrhundert.»

(...)

Den Traum leben

London, Sonntag, 5. Juli 2009. Im Coq d'Argent, einem exklusiven französischen Restaurant auf dem Dach eines blassrosa-gelb gestreiften postmodernistischen Baus, unweit der Bank of England, wird Lunch serviert. Ein junger Mann in einem Hugo Boss-Anzug holt sich selbst ein Glas Champagner. Mit dem Glas in der Hand steuert er auf die Dachterrasse zu, wo er unter den stummen Blicken der Überwachungskameras auf ein Geländer klettert und mit rückwärts ausgebreiteten Armen in die schwindelerregenden Tiefen des Atriums stürzt. Anjool Maldé, ein erfolgreicher Börsenmakler und Unternehmer hätte zwei Tage später seinen 25. Geburtstag gefeiert. Das Londoner Gericht zur Untersuchung von Todesursachen verzeichnete ein Selbsttötungsdelikt. Angesichts der Indizien, die die Überwachungskameras lieferten, ist

es schwer, zu einem anderen Schluss zu kommen. Es gab keinen Abschiedsbrief.

Über Anjool Maldés Tod wurde überall auf den Titelseiten berichtet. Die Zeitungen zeigten Bilder eines eleganten gutaussehenden jungen Mannes, der selbstbewusst in die Kamera schaut, ein Cocktailglas in der Hand, umgeben von schönen Frauen. Er hatte erst kürzlich ein Penthouse an der Costa del Sol gekauft, und Anjool und seine Freunde hatten geplant, dort zusammen seinen Geburtstag zu feiern. Das von der Presse lancierte Bild eines glamourösen Überfliegers, der von der Dachterrasse eines exklusiven Restaurants, das Champagnerglas noch umklammert, in einen blutigen Tod stürzte, ist anrührend und schockierend zugleich, aber es verblasste schnell. Ich hatte die Geschichte schon fast vergessen, als ich an Heiligabend zwei Jahre darauf ein E-Mail bekam, von einem «trauernden Vater, der einen außergewöhnlichen 24 Jahre alten Sohn, sein einziges Kind, verloren hatte». Durch welche Umstände sein Sohn zu Tode gekommen war, erwähnte er nicht, und auch beim Namen des Absenders, Bharat Maldé, klingelte nichts. Mr. Maldé, ein Psychologe, schrieb, er reiche gerade einen Bericht über seine Verlusterfahrung bei einer Zeitschrift namens *Bereavement Care* ein, und habe einen Entwurf angehängt, für den Fall, dass ich ihn vielleicht lesen wolle. Er erklärte, der Artikel nehme Bezug auf das hinduistische und buddhistische Denken des Jainismus, demzufolge «der beste Weg, sich von Leid zu befreien, das Leiden sei», und er dachte, dass das mit etwas übereinstimmte, das ich kürzlich für die Fachzeitschrift *The Psychologist* geschrieben hatte. Ich war mit einigen anderen eingeladen worden, einige Zeilen über eine Zeit zu schreiben, in der die Psychologie «unsere Rettung war». Ich dachte darüber nach, aber es fiel mir nichts Passendes ein. Und schließlich schrieb ich das hier:

«Das ist ein Geständnis. Ich bin seit 30 Jahren beruflich Psychologe, Klinikarzt und Wissenschaftler, aber ich kann mich an keinen einzigen Fall erinnern, in dem ich von meinem psychologischen Fachwissen persönlich Gebrauch gemacht hätte. Nicht einmal in meinen dunkelsten Stunden, vor allem nicht in meinen dunkelsten Stunden, suche ich in der wissenschaftlichen Psychologie Erleuchtung. Ich schreibe diese Zeilen einige Tage vor dem ersten Todestag meiner Frau. Es gab also einige sehr düstere Tage in letzter Zeit. Währenddessen erschien mir mein Wissen über klinische Psychologie irrelevant, oder wenn nicht irrelevant, so doch nebensächlich hinsichtlich meiner tiefsten Bedürfnisse und Belange. Ich weiß, dass das arrogant klingt oder unaufrichtig oder eigenwillig konträr. Aber es

ist wahr. Tief im Innern bin ich ein Stoiker. Ich meine das nicht im vagen Sinne von «finster entschlossen» oder «still erdulnd», und schon gar nicht im Sinne von «immer Haltung bewahrend». Ich meine stoisch in der Tradition dieser großen Gemeinde antiker griechischer und römischer Philosophen – neben anderen Epiktet und Seneca –, für die die Frage «Wie soll ich leben?» die wichtigste von allen war. Ihr kollektives Wissen lässt sich so auf den Punkt bringen: negative Emotionen sind schlecht; gebiete ihnen Einhalt durch Denken und Handeln. Das sind natürlich die Wurzeln der kognitiven Verhaltenstherapie (CBT), mit dem Unterschied, dass die Stoiker eine übergreifende Lebensphilosophie bieten, nicht nur einen Sack voll psychologischer Tricks.»

Ich dachte, der Seitenhieb mit dem «Sack voller Tricks» würde eine kleine Diskussion provozieren, aber der Beitrag bekam nur zwei kurze Reaktionen auf der Website der Zeitschrift, von denen eine mir unterstellte, dass ich keine Ahnung von Psychotherapie hätte, während mir die andere den guten Rat gab: «Geh einfach mal mit einem guten Freund Einen trinken!!!»

Da stand ich nun und erklärte, dass die klinische Psychologie, die Disziplin, die ich studiert, gelehrt und über 30 Jahre lang beruflich praktiziert hatte, *nebensächlich hinsichtlich meiner tiefsten Bedürfnisse und Belange war*. Sie war mir nie von Nutzen gewesen. *Nicht einmal in meinen dunkelsten Stunden, vor allem nicht in meinen dunkelsten Stunden*. Ich denke, ich habe Glück gehabt, weil ich nie unter ernststen psychischen Problemen oder Hirnerkrankungen gelitten habe, aber die gängigeren Ziele der klinischen Psychologie bestehen darin, seelische Not zu lindern und Wohlbefinden zu fördern. Man würde also denken, dass mir meine psychologische Ausbildung bisweilen von Nutzen gewesen ist, in Stressphasen, um an Tiefpunkten meine Stimmung zu heben, oder, weiter gefasst, um vom Grundlevel meines durchschnittlichen Wohlbefindens bis zum vollen Potential zu gelangen. Vielleicht war ich im Laufe der Jahre abgestumpft und zynisch gegenüber der Psychologie geworden, wie ein stark rauchender, viel sitzender, Junk Food in sich hineinstopfender, der Welt überdrüssiger Kardiologe, der seine eigenen Ratschläge zur Erhaltung der Herzgesundheit ignoriert. Aber auch wenn ich bei Stimmungstiefs jedesmal nach dem Werkzeugkasten der kognitiven Verhaltenstherapie griffe oder vorbehaltlos mit glückssteigernden «Übungen in positivem Denken» beginnen würde, um mein Zufriedenheitslevel und mein Selbstwertgefühl aufzubessern, inwiefern würde das jene *tiefsten Bedürfnisse und*

Belange berühren? Ich weiß es nicht. Was *waren* denn eigentlich meine tiefsten Bedürfnisse und Belange?

Als Mr. Maldés Nachricht kam, schlenderte ich zufällig gerade über einen Friedhof, um seit sehr langer Zeit einmal wieder das Grab meiner Großeltern zu besuchen. Ich setzte mich auf eine Bank und öffnete den Anhang:

«Es wäre der Tag seines 25. Geburtstages gewesen, als zwei schwarz gekleidete Polizisten uns die Nachricht überbrachten, dass unser Sohn Anjool zwei Tage zuvor von der im achten Stock gelegenen Dachterrasse eines noblen Londoner Restaurants in den Tod gestürzt war. Er hatte seinen besten Anzug und sein feinstes Hemd angezogen, dazu passende Designer-Accessoires wie Uhr, Gürtel, Manschettenknöpfe, Krawatte und Schuhe. So ging er von seiner nahegelegenen Wohnung aus hinauf zum Dachrestaurant und bestellte sich ein Glas Champagner, das später unweit der Stelle gefunden wurde, an der er aufgeprallt war. In einem seiner allerletzten Tweets, nur wenige Tage zuvor, hatte er geschrieben: «Den Traum leben».»

Wessen Traum? Was für ein Traum? Ein Traum signalisiert das Streben nach einem Ziel. Er bedeutet die Erfüllung hoher Erwartungen. Aber es schleichen sich noch andere Bedeutungen ein: Traum als Fantasie; Traum als Wahnvorstellung, Traum als Alptraum. Solche Träume sind fragil. Sie driften an jeder Kurve ins Unlogische ab. Anjool war nach konventionellen Maßstäben schon sehr erfolgreich, aber er strebte nach noch mehr Glanz und Glamour. Warum nicht? Er war intelligent, voller Tatendrang und hatte Charisma. Er war noch nie an irgendetwas gescheitert. Aber vielleicht war sein Selbstwertgefühl in gefährlicher Weise um seine Ambitionen herum strukturiert, ein strahlendes, bunt schillerndes Ego, straff gespannt, wie die Haut eines Party-Ballons.

Ich besprach Anjools Selbstmord mit einer befreundeten Psychotherapeutin. «Ich erinnere mich an den Vorfall», sagte sie, «und an das Grauen eines so frühen und verwirrenden Todes. Es ist sehr ergreifend, wie er starb, durch einen Sprung aus so großer Höhe in die Tiefe, mit einem Glas Champagner in der Hand, das er zuvor bar bezahlt hatte.» Sie sagte, dass die Details voller Bedeutung steckten, ein Absturz, im besten Anzug, mit Champagner, der viel gerühmte Sohn, der vor den Augen der Elite zu einer blutigen, zerplatzten Masse wird. Aber jetzt driften wir schon in die Mythologie ab. Anders als die Zeitungsberichte es nahelegten, sprang er in Wahrheit nicht mit Champag-

nerglas in der Hand, wie in einem fliegenden Toast auf den Tod. Er hatte das Glas nahe der Stelle, von der aus er sprang, sorgfältig abgestellt. Auch in diesem Detail steckt Bedeutung.

Niemand weiß, was Anjool in seinen letzten Stunden und Minuten, in jenen letzten bewussten Momenten durch den Kopf ging. Wir werden nie erfahren, wie, warum und wann er zu der Entscheidung gelangte, seinem Leben ein Ende zu setzen. Gut möglich, dass es eine reine Impulshandlung war. Ein Artikel, der im Jahr vor Anjools Tod im *New England Journal of Medicine* veröffentlicht wurde, berichtet, dass ein Drittel bis vier Fünftel aller Selbstmordversuche aus einem Impuls heraus verübt werden. Bei etwa einem Viertel der Menschen, die einen fast tödlichen Selbstmordversuch überlebt haben, betrug die Zeit zwischen der Entscheidung sich umzubringen und dem tatsächlichen Versuch weniger als fünf Minuten. 70 Prozent brauchten weniger als eine Stunde.

Der Tod meiner Frau und der von Anjool waren sehr unterschiedlich. Der von Kate kam erwartet. Der Tod war der hartnäckige Gegner, der jahrelang durch medizinische Behandlungen in Schach gehalten worden war. Anjool starb schnell und unvorhergesehen. Der Tod gewährte ihm eine unmittelbare Zuflucht. Die Entscheidung, sein junges und gesundes Leben gegen die Vergessenheit einzutauschen, mag impulsiv und unüberlegt gewesen sein, aber es war seine Entscheidung. Er hatte selbst erklärt, er *lebe den Traum*, und nur ein paar Tage später brachte er sich um. Kate beschwor mich in ihren letzten Tagen, ich solle mich dem Wunder, einfach am Leben zu sein, öffnen – *Du weißt nicht, wie wertvoll das Leben ist. Du denkst du wüsstest es, aber du weißt es nicht*. Lass dich nicht täuschen, sagte sie. Wach auf aus deinem Traum, reib dir den Schlaf aus den Augen und *sieh*. Es waren ungleiche Tode, aber auf verschiedene Weise führen sie uns zum Kern genau der Frage, die für die Stoiker von fundamentaler Bedeutung war: Wie soll ich leben?

«Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem», schrieb der französische Autor und Philosoph Albert Camus in *Der Mythos des Sisyphos*, «den Selbstmord. Sich entscheiden, ob das Leben es wert ist, gelebt zu werden oder nicht, heißt, auf die Grundfrage der Philosophie zu antworten.» Scheinbar betrachten die meisten Menschen das Leben als lebenswert, denn die große Mehrheit entscheidet sich nicht für Selbstmord, noch betrachtet sie ihn

ernsthaft als Option. Man mag nach langer Abwägung der Pros und Kontra zu diesem Urteil kommen oder, was wahrscheinlicher ist, der Frage gar keine Beachtung schenken. Das Leben ist der vorgegebene Normalzustand. Camus selbst sprach sich (mit ziemlich komplizierten Argumenten) für das Leben aus. Er starb im Alter von 46 Jahren bei einem Verkehrsunfall. Ein Jahrhundert vor ihm vertrat der Erzpessimist Schopenhauer eine andere Ansicht. Das Leben war frustrierend und sinnlos, und unterm Strich wäre es besser gewesen, nie geboren worden zu sein. Aber trotz seiner düsteren Einschätzung des menschlichen Daseins beging er keinen Selbstmord. Er starb mit 72 Jahren eines natürlichen Todes, als er mit seiner Hauskatze auf dem Sofa saß. Camus schrieb über ihn: «Man zitiert oft, um sich darüber lustig zu machen, Schopenhauer, der an einer gut gedeckten Tafel den Selbstmord pries.»

Diese «Grundfrage der Philosophie» – *Ist das Leben wert, gelebt zu werden?* – führt zu einer anderen fundamentalen Frage: wenn es das ist, *wie soll man es dann leben?* Die meisten von uns denken auch über diese Frage nicht ernsthaft nach. Die meisten von uns denken über gar nichts ernsthaft nach. Die westliche Kultur des 21. Jahrhunderts mit ihren geistig verflachten Massenmedien, ihrem freudlosen Materialismus und ihrer hohlen Promi-Obsession ermutigt uns nicht gerade, das zu tun.

2003 veröffentlichte das Magazin *The New Yorker* einen Artikel von Tad Friend mit dem Titel «Springer», der die Geschichte der tödlichen Anziehungskraft der Golden Gate Bridge in San Francisco erzählt. Sie war seit ihrer Eröffnung 1937 Schauplatz von mehr als 1600 Selbstmorden. Sich von der Golden Gate Bridge zu stürzen, ist ein ziemlich verlässlicher Weg, sich das Leben zu nehmen, mit einer Erfolgsrate von etwa 98 Prozent. Aber es gibt Überlebende, und einem Freund zufolge bedauern sie während des Falls oftmals ihre Entscheidung, einfach gesprungen zu sein. Er zitiert Ken Baldwin, der 28 Jahre alt war, als er sich 1985 von der Brücke stürzte. Baldwin entschloss sich, über das Geländer zu springen, aus Angst, dass ihn der Mut verliesse, wenn er erst am Vorsprung stünde. Er zählte bis zehn, aber rührte sich nicht vom Fleck. Er zählte wieder bis zehn, und diesmal schwang er sich über das Geländer. «Ich sehe immer noch vor mir, wie sich meine Hände von der Brüstung lösten», erzählte er einem Freund. «In diesem Moment realisierte ich, dass alles in meinem Leben, von dem ich geglaubt hatte, es sei irrepara-

bel, absolut korrigierbar war – nur die Tatsache, dass ich gerade gesprungen war, nicht.» Ein anderer Überlebender, Kevin Hines, sagte, sein erster Gedanke nach dem Absprung war: «Was zum Teufel habe ich da gerade getan? Ich will nicht sterben.» In dem Moment, in dem sie sich dem Tod übereigneten, wollten beide Männer lieber leben. Vor allem Baldwins Erfahrung ist bemerkenswert. Als es kein Zurück mehr gab, sah er Lösungen für seine Probleme. Den Entschluss, gesprungen zu sein, mitten in der Luft zu bereuen, ist bei erster Betrachtung ein schrecklicher Gedanke – nach allen Verletzungen einer gequälten Seele noch ein letzter Schlag –, aber vielleicht liegt auch ein Funken Erlösung darin. Die letzten Lebenssekunden werden in reuevollem Entsetzen durchlebt, aber dadurch kehrt letztendlich, wenn auch flüchtig, ein Gefühl für den Wert des Lebens zurück.

Ein Teil von Anjools Asche wurde über der Themse verstreut, während sein Vater den Manglik, ein jainisches Friedensgebet, sang. Enge Verwandte versenkten einen weiteren Teil im Indischen Ozean vor Mombasa, und schließlich wurde an einem warmen Juni-Nachmittag vor der Küste Spaniens, in der Nähe des Penthouses, das Anjool nur zwei Tage vor seinem Tod gekauft hatte, eine kleine Urne mit Asche von einem Fischerboot aus ins Mittelmeer hinabgelassen. Seine Eltern beteten, als sie die Urne der funkelnden See übergaben, und als wollten sie ihr Ehre erweisen, schwamm eine Schule Delphine heran und umringte das Boot.

(...)

Der Ring

Es war an einem Samstag Morgen. Ich holte mein neues, oder besser gesagt, mein gebrauchtes Auto vom Händler ab und fuhr unter einem weiten, strahlend blauen September-Himmel in Richtung Moor. Es sind triviale Dinge wie neue Autos, neue Kleider, neue Möbel, neue Fernsehshows, die den Lauf der Zeit spürbar machen. Ich ging eine neue Runde. Ich wanderte einige Stunden um Grimspound und Hookney Tor herum und kehrte schließlich im Warren House Inn ein, um ein Bier und ein Sandwich zu mir zu nehmen. Das Holzfeuer brannte, wie es das immer tut, selbst an drückend heißen Spätsommertagen wie diesem. Die «ewige Flamme» wurde vermutlich nicht mehr

gelöscht seit den 1840er Jahren, als das Gebäude errichtet und die glühende Asche mit einer Schaufel aus dem verfallenen alten Gasthaus auf der anderen Straßenseite zur Feuerstelle des neuen getragen wurde. Man glaubt, es würde den Teufel fern halten, aber es muss wohl sehr schwach gebrannt haben an dem Tag, an dem sich der Wirt an der Theke das Hirn rauspustete. Ich aß draußen und wurde von einer Wespe gestochen.

Auf dem Heimweg bog ich, anstatt die Plymouth Road zu nehmen, bei Tavistock in letzter Sekunde rechts ab und fuhr plötzlich in Richtung Cotehele Quay am Tamar, beinahe dort, wo wir gewohnt hatten, und auf einmal lief ich durch den Wald zum Wehr, um mich herum kaum eine Menschenseele, saß auf der Bank, auf der wir zusammen gegessen hatten, und starrte eine Stunde lang in das grüne Wasser des Stausees. Und dann setzte ich meinen Weg auf dem gegenüberliegenden steilen Pfad fort, durch die Wälder, bis zum weißen Tor, und weiter zum Café, um eine Tasse Tee zu trinken. Auf dem Nachhauseweg machte ich am Supermarkt Halt, wo mich eine Migräne-Aura mit aufleuchtenden Zick-Zack-Blitzen überkam, ausgelöst durch das Lesen eines Regalschildes, auf dem Buchstaben fehlten. Die Anzeigentafeln im Supermarkt stellen für Migränepatienten eine Gefahr dar. Es ist die Kombination aus Schriftzug und Beleuchtung, glaube ich. Zuhause angekommen, nahm ich einige Tropfen Kodein und schlief ein paar Stunden, um die Kopfschmerzen zu vertreiben, duschte dann und sah mir ein langweiliges Fußballspiel an, England gegen Moldawien. Als es Zeit war, ins Bett zu gehen, bemerkte ich, dass Kates Ehering nicht mehr an meinem Finger war. Er war vielleicht im Duschabfluss verschwunden, oder ich hatte ihn im Supermarkt abgestreift, als ich mühsam versuchte, meinen Geldbeutel aus der Tasche meiner Jeans zu zerren. Er konnte überall sein. Ich hatte ihn wegen der Hitze lieber an der linken als an der rechten Hand getragen, und er saß ein wenig locker, aber auch nicht übermäßig. Ich begann systematisch zu suchen. Der Filter über dem Duschabfluss war an seinem Platz, dort also nicht. Das gleiche in der Küchenspüle. Hinter den Sofas und darunter. Hosentaschen etc. Ich ging nach draußen und suchte im Auto. Von Kates Ring keine Spur.

Ich suchte überall nach dem Ring. Ich fuhr wieder hinaus ins Moor. Ich lief zwischen Grimspound und Hookney Tor umher. Ich ging zum Warren House Inn. Keine Spur, nichts war abgegeben worden. Ich hinterließ meine Nummer, für alle Fälle. Ich fuhr nach Cotehele, ging denselben Weg wie zuvor zum

Wehr und durch den Wald. Ich fragte im Café nach und im Supermarkt. Sie versprachen, mich zu kontaktieren, wenn er jemals auftauchen würde, und ich rief sie in den beiden darauffolgenden Wochen jeden zweiten Tag an, um in Erinnerung zu bleiben. Ich suchte das Haus forensisch ab, jeden Schrank, jede Schublade, jedes Behältnis, zweimal. Er war weg.

Als die Wochen verstrichen, dachte ich daran, eine Replik davon anfertigen zu lassen. Er war das Werk eines Kunsthandwerkers aus Cornwall. Vielleicht hatte er noch Aufzeichnungen seines Entwurfes aufbewahrt und konnte anhand dieser einen neuen, identischen anfertigen. Aber das war eine blöde Idee. Zweifellos würde es ein ebenso hübsches Stück werden mit seinen Goldranken und Verzierungen aus Platin, aber es wäre nicht *der* Ring, das Original, nicht der, den wir in St Yves gekauft hatten, die unausgesprochene Erneuerung unseres Eheversprechens, nicht der, den ich von Kates totem Finger gestreift hatte. Eine Replik wäre eben nur das, eine Replik, ohne die Essenz des Originals. Die Dinge haben eine Essenz, oder?

Es war mir nicht entgangen, dass ich die Variante eines Gedankenexperiments erlebte, das ich sonst mit meinen Studenten durchdachte. Es ging so: Ich finde Ihren neuen Ehering (egal wie wertvoll er ist) besonders schön, und Sie leihen ihn mir freundlicherweise aus, damit ich eine exakte Kopie anfertigen lassen kann. Ich bin hochzufrieden mit dem Ergebnis, das perfekt geworden ist, und ich rufe Sie an, um zu sagen, dass ich Ihnen Ihren Ring morgen früh zurückgeben werde. Ich schaue mir die Ringe auf meiner Handfläche genau an. Sie sind nicht zu unterscheiden. Und dann lasse ich sie versehentlich auf den Boden fallen. Jetzt weiß ich nicht mehr, welcher welcher ist. Am nächsten Tag nehme ich einfach einen von beiden, und gebe ihn Ihnen wie versprochen zurück, ohne das Dilemma zu erwähnen. Sie sind glücklich, ihren geliebten Ring wieder zu haben. Es ist erstaunlich, wie sehr Sie ihn vermisst haben, sagen sie, inspizieren ihn bewundernd und streifen ihn wieder über ihren Finger. Es fühlt sich an, als wäre er bereits ein Teil von Ihnen. Ich habe Gewissensbisse. Ich weiß, dass die Chancen fifty-fifty stehen, dass der Ring an Ihrem Finger das Original ist. Also gestehe ich Ihnen, was passiert ist. Sie wären nicht sehr erfreut darüber, oder?

Ich gehe noch einmal zum Juwelier. Vielleicht kann er die Sache klären. Der Juwelier ist sehr gründlich. Er prüft den Ring genau mit einem Vergrößerungsglas, um mikroskopisch kleine Spuren seiner Handwerkstechnik zu fin-

den, die nur er erkennen kann. Er wiegt ihn, da er sich das genaue Gewicht von beiden, dem Original und der Replik, notiert hat. Es gab einen minimalen, mit menschlichem Auge nicht wahrnehmbaren Unterschied. Das ist das Original, erklärt er voller Überzeugung. Das Problem ist gelöst! Leider doch nicht, denn als ich wieder draußen vor dem Juwelierladen stehe, halte ich den Ring erleichtert in die Höhe, um zu sehen, wie er authentisch im Sonnenlicht glitzert, aber er fällt mir aus der Hand und landet unter einer Straßenwalze, die ihn so platt walzt, dass er nicht mehr zu erkennen und auch nicht wiederherzustellen ist. Enthält er jetzt immer noch seine «Essenz»? Würden Sie ihn der unversehrten, aber «essenzlosen» Kopie vorziehen?

Noch eine forensische Suche. In jedem Schrank, jedem Behältnis, jeder Schublade, zweimal. In jeder Hosentasche. Wieder raus zum Warren House. Nach Cotehele, zum Wehr und in den Wald. Zum Café. Zum Supermarkt. Nichts. Ich habe den Ring verloren.

Ich stehe im Hinterhof unter einem mondlosen Himmel. Ich nehme einen Schluck Whisky.

(...)

Herr Kafka

Ich beobachtete den Franz Kafka-Doppelgänger, seit wir Paddington verlassen hatten. Der Zug war voll, aber der Platz neben Herrn Kafka blieb frei. Die Frau hatte es zehn Minuten lang ausgehalten, der Mann etwa fünf. Er schien beide gar nicht wahrgenommen zu haben. Ich konnte sehen, dass er etwas vor sich hin murmelte, aber es war schwierig, seine Stimme aus all den Unterhaltungsfetzen und dem Rattern des Zuges, das uns umgab, herauszufiltern. Ich hörte genau hin. Andere allein reisende Fahrgäste saßen still da und lasen oder starrten aus dem Fenster, aber dieser Mann war ganz in ein Selbstgespräch vertieft. Ich nahm an, dass er psychotisch war und mit seinen Stimmen kämpfte. Vielleicht war das der Fall, aber sein Tonfall war spannender als zu erwarten. Ich würde sagen, er war bester Laune. Trotzdem fühlten sich die Leute um ihn herum unwohl. Ich schnappte den ein oder anderen feindseligen Blick auf. Warum? Er schien nichts Bedrohliches oder Beleidigendes zu sagen. Er tat nur kund, was wir anderen für uns behalten, und ich war fasziniert davon, in einen fremden Bewusstseinsstrom einzu-

tauchen. Wir alle haben eine leise innere Stimme, aber in Gegenwart von anderen laut mit sich selbst zu sprechen, bedeutet, gegen einen überraschend strengen Sozialkodex zu verstoßen. Ich fragte mich, ob ich mich trauen würde, ein Selbstgespräch zu beginnen, und kam zu dem Schluss, dass ich es nicht täte.

Eine Menge Leute unterhalten sich mit sich selbst, wenn sie allein sind. Ich bin nicht sehr gesprächig, wenn ich mit mir allein bin, aber diese leise innere Stimme macht mich wahnsinnig, wenn ich mich hinsetze, um zu schreiben. Mit dem leeren Bildschirm oder Notizblock konfrontiert, sprudelt der unterirdische plätschernde Bach fast, aber niemals wirklich an die Oberfläche. Ich kann ihn vage hören. Aber tatsächlich ähnelt der ganze Schreibprozess einem Selbstgespräch. Die Worte sprudeln heraus, ohne einen Gesprächspartner in Sicht. Die Person, an die wir uns wenden, ist abwesend, oder unsere Worte sind an niemand Bestimmten gerichtet. Und der springende Punkt beim Schreiben ist natürlich, das Kommando über die leise Stimme im Kopf der anderen zu übernehmen. Leser geben die Kontrolle gerne ab. Es fühlt sich normal und befriedigend an, sich der Führung einer anderen Stimme zu überlassen und zu akzeptieren, dass jemand Fremdes von den eigenen Gedanken Besitz ergreift. Sich selbst in einem Buch zu verlieren, sich von der Macht einer anderen Stimme verzaubern zu lassen, ist fast, als würde man in einen halluzinationsartigen Zustand versetzt werden.

Inneres Sprechen dient dem Zweck, ein persönliches Identitätsempfinden zu schaffen und aufrechtzuerhalten; das Gefühl, dass wir einzigartige und kohärente Wesen sind. Was passiert also, wenn die innere Stimme verstummt? Scott Moss, ein 43 Jahre alter klinischer Psychologe, wurde auf einen Chefposten an der Universität von Illinois berufen. An dem Tag, an dem er die Einstellungsuntersuchung für neue Mitarbeiter hatte, erlitt er einen lähmenden Schlaganfall, der ihm praktisch sein Sprachvermögen nahm. Er verlor nicht nur die Fähigkeit, sich mit anderen zu unterhalten, sondern er konnte auch nicht mehr mit sich selbst sprechen. Er schrieb später über seine Erfahrungen und den Heilungsprozess und bezeichnete den Zustand absoluter Wortlosigkeit als Gefangenschaft in einer kontinuierlichen Gegenwart. «Ich war nicht in der Lage, über die Zukunft nachzudenken», sagt er, «mir Sorgen zu machen, sie zu antizipieren oder sie zu empfinden ... Ich existierte einfach nur ... Ich konnte nicht an Morgen denken». Und auch seine Frau

und seine Kinder waren für ihn in diesem verbal abgekoppelten Zustand nicht besonders wichtig.

Ich stieg in Plymouth aus dem Zug. Herr Kafka, so hatte ich mitbekommen, fuhr weiter nach Penzance, um seinen Vater zu besuchen, der allein lebte, krank gewesen war und sich freuen würde, seinen Sohn nach so langer Zeit wieder zu sehen, aber nicht wissen würde, was er sagen sollte. Der die Gesellschaft anderer stets mied.

Ich möchte Daddy töten

An einem Sonntag Morgen kletterte mein Sohn Nat, der damals vier Jahre alt war, zu seiner Mutter ins Bett. Ich war unten und machte Kaffee. «Mami», hörte ich ihn sagen, als ich wieder hoch kam, «ich möchte Daddy töten.» Es war eine leidenschaftslose Erklärung, gelassen vorgebracht, nicht in der Hitze eines Wutanfalls oder mit der kühlen Gehässigkeit einer üblen Laune. Er war ganz ruhig. Solltest du das nicht unterdrücken, dachte ich. Anstatt offen Vatermord in Betracht zu ziehen, solltest du dich nicht lieber mit deinem Vater identifizieren, um deine ödipalen Impulse zu bändigen? Die Mechanismen seiner unbewussten Beweggründe schienen irritierend transparent. Tatsächlich war ich weniger verstört durch das, was er gesagt hatte, als durch die Erkenntnis, dass ein Körnchen Wahrheit in einer Theorie der kindlichen Entwicklung stecken könnte, die ich immer als absurd und irrelevant abgetan hatte. Aber woher sollte das sonst gekommen sein? Ich war ausgebildet in experimenteller Psychologie. Ich war professioneller Neuropsychologe, der über die Hirnfunktionen forschte. Da war kein Platz für Freud. Und doch, *Kindermund ...*

Freuds Geist verfolgt uns alle. Die Freudsche Sprache ist in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen wie keine andere seit Shakespeare. Die zentralen Ideen seiner psychoanalytischen Theorie sind Teil unseres Kulturgefüges. Menschliches Verhalten durch unbewusste Gedanken und verborgene Motivationen zu erklären, ist mittlerweile allgemein üblich. Wir alle wissen über Wunschenken Bescheid, über Nicht-Wahrhaben-Wollen und Abwehrmechanismen, Verdrängung, Narzissmus, Freudsche Versprecher und den analen Charakter. Wir alle suchen an der Realitätsoberfläche nach Hinweisen

auf einen tieferen Sinn. (Ich tippe die ganze Zeit «Fred» statt «Freud». Ist das ein neuromuskulärer Tick meiner Fingerkontrolle, oder ist es mein Großvater unten im Keller?) Wie W. H. Auden im Gedenken an Freud schrieb: *Für uns ist er keine Person mehr/sondern ein allumfassendes Meinungsklima.*

Freud hatte eine klare Meinung von seiner Stellung in der Geistesgeschichte. Er sah sich nicht nur auf einer Stufe mit Leuten wie Kopernikus und Darwin, sondern auch mit jener anderen Gedankenikone des 20. Jahrhunderts, Albert Einstein. Für seine Begriffe war er ebenso ein Pionier der Psychologie, wie es Einstein auf dem Gebiet der Physik war. Die kopernikanische Sicht, dass die Erde um die Sonne kreist, und nicht umgekehrt, ist unabweisbar. Darwins Evolutionstheorie gilt allgemein als eine der größten wissenschaftlichen Errungenschaften. Einstein verschmolz Zeit und Raum. Aber wo ist Freuds Platz in diesem Jahrhundert der Neurowissenschaft, in dem wir durch technische Zauberei, die man in seiner Ära nie für möglich gehalten hätte, die Bewegungen des Geistes in der Maschinerie des lebenden Gehirns verfolgen können? Welche Fußspuren hat Freud in den neuronalen Leitbahnen hinterlassen?

Zu Beginn seiner Laufbahn orientierte sich Freud entschieden an der biomedizinischen Wissenschaft. Als Student an der Universität Wien untersuchte er akribisch das Fortpflanzungssystem von Aalen (manchmal ist ein Aal einfach nur ein Aal) und studierte danach Neuroanatomie, das Feld, auf dem er seine ersten wissenschaftlichen Beobachtungen machte. Während er am Allgemeinen Krankenhaus Wien hauptsächlich mit neurologischen Patienten arbeitete, schrieb er eine bahnbrechende Abhandlung über die medizinischen und psychologischen Eigenschaften von Kokain – im Wesentlichen auf Selbstversuchen basierend – und veröffentlichte später ein Buch über neurologische Sprachstörungen. Er ist nicht nur der Vater der Psychoanalyse, sondern kann auch als einer der Gründer der Neuropsychologie betrachtet werden. Angeregt durch einen Paris-Aufenthalt bei dem französischen Neurologen Jean-Martin Charcot, der für seine Studien über Hysterie berühmt war, galt sein Interesse mehr und mehr der Psychologie, und er machte sich daran, eine umfassende Theorie des Geistes zu erstellen. Obwohl er glaubte, dass eine solche Theorie letztlich auf der Biologie gründen müsse, erkannte er die methodischen Grenzen der neurologischen Wissenschaft, die ihm zur Verfügung stand. Wäre er hundert Jahre später geboren worden und hätte

Gelegenheit gehabt, die technischen Möglichkeiten der modernen Hirnforschung zu nutzen, so würde er heute zweifellos einen Kernspintomographen bedienen und eine Karriere in den kognitiven Neurowissenschaften verfolgen.

Die Neuropsychologie hat sich seit Freuds Tod 1939 stark weiterentwickelt. Neue Methoden der Hirnbildgebung, in Kombination mit traditionellen «Läsionsstudien» (welche die Auswirkungen von lokalisierten Hirnschäden untersuchen), haben immer präzisere Modelle der Hirnfunktion hervorgebracht. Wir wissen sehr viel mehr, als es Freud jemals möglich war, darüber, wie verschiedene Nervensysteme die Wahrnehmungswelt aus den Rohmaterialien der Empfindung zusammensetzen, und wir entschlüsseln die Mechanismen, die Sprache, Gedächtnis und Willkürbewegungen kontrollieren. Die für Emotionen und Antrieb grundlegenden Hirnschaltkreise werden ebenfalls genau untersucht. Besonders die Erforschung von Emotionen erfuhr in den letzten 20 Jahren neuen Aufschwung, in so großem Ausmaß, dass man heute von einer «affektiven Revolution» als Echo der «kognitiven Revolution» der späten 1950er und 1960er Jahre spricht. Die Evolutionstheorie und die experimentelle Neurowissenschaft haben sich vereint, um einen Rahmen zum Verständnis der Emotionen auf jeder Ebene, von der chemischen bis zur kulturellen, zu schaffen. Wir wissen außerdem viel mehr über die Wechselbeziehung von Emotion und Denken, teils aufgrund der Entwicklung der kognitiven Verhaltenstherapie, die derzeit die bevorzugte psychotherapeutische Behandlung für Depressionen und Angstzustände darstellt. Die meisten Neurowissenschaftler sind misstrauisch gegenüber Freud, aber angesichts ihres neuentdeckten Enthusiasmus für das Verstehen von Emotionen und der verstärkten Forschung über hirnbedingte Faktoren psychischer Störungen, könnte man sagen, dass die Neurowissenschaft dennoch konstant in Richtung der zentralen Freud'schen Belange vordringt. Während Neurowissenschaftler und Psychoanalytiker einander in ihren Interessen bestenfalls gleichgültig gegenüberstehen, arbeiten einige Wissenschaftler und Kliniker daran, die Theorien Freuds und die Hirnforschung miteinander zu verbinden. In Anbetracht seines unerfüllten Strebens, eine Biologie des Geistes zu erstellen, hätte Freud das befürwortet.

Wie kann diese Theorie des Geistes weiter standhalten? Sein Modell des Geistes entwickelte sich im Laufe einer langen und produktiven Karriere, aber die Vorstellung, dass uns unsere Motivationen weitgehend selbst verbor-

gen sind, vergraben im Unbewussten, blieb ein Kernpunkt seiner Theoriebildung. Es ist nicht einfach so, dass wir Schwierigkeiten haben, manche geistigen Prozesse auszugraben – wie etwa über die Zeit verblasste Erinnerungen – sondern viel eher wird ihnen aktiv der Zugang zum Bewusstsein verwehrt, durch einen repressiven Mechanismus, dessen Funktion es ist, das Individuum gegen unzivilisierte Gedanken und Impulse abzuschirmen. Freuds späteren Formulierungen zufolge hat jeder von uns drei Subpersönlichkeiten: das Es, das Ich und das Über-Ich. Das Es ist ein unmoralisches Tier, das durch das *Lustprinzip* geleitet, durch den Instinkt getrieben wird und nach unmittelbarer Befriedigung strebt. Das Ich ist der ausführende Apparat des Geistes; der rationale, Entscheidungen treffende Teil, der es uns ermöglicht, Inneres und Äußeres, Fantasie und Realität zu unterscheiden. *Ich will es jetzt*, sagt das Es. Essen, Sex, was auch immer, *her damit, sofort. Jetzt warte doch*, sagt das Ich, *das hier ist weder die rechte Zeit, noch der rechte Ort*. Aber das Ich ist eher zweckorientiert als moralisch. Es würde eine Bank ausrauben, wenn es ungestraft davonkäme. Moralische Absicht ist die Funktion des Über-Ichs. Es belädt das Ich mit Schuld, wenn es unpassend handelt. Ohne den hemmenden Einfluss des Ich, das unter Anleitung seines moralischen Vorgesetzten handelt, manifestieren sich die Kräfte des Ich durch die Fantasie und durch sexuelle oder aggressive Impulse. Wenn die Repression versagt, dann hat das geistige Erkrankungen zur Folge.

Die moderne Neuropsychologie liefert schlagende Beweise für unbewusste mentale Verarbeitung. Man kann zum Beispiel experimentell zeigen, dass das Verhalten von hirngeschädigten Patienten durch Erinnerungen beeinflusst wird, die dem bewussten Gedächtnis nicht zugänglich sind. Antonio Damasio Patient «David» ist nicht in der Lage, Fotografien von Menschen wiederzuerkennen, die er getroffen hat; wenn man ihn aber fragt, an wen er sich wenden würde, wenn er Hilfe bräuchte, dann sucht er zielsicher diejenigen aus, die ihn gut behandelt haben. Das verdeutlicht die heute fest etablierte Unterscheidung zwischen «expliziten» (bewussten) und «impliziten» (unbewussten) Gedächtnissystemen. Ähnliche Dissoziationen finden sich in unserem Wahrnehmungsapparat, dergestalt etwa, dass bestimmte «nicht-bewusste» perzeptuelle Leitbahnen im Gehirn relativ direkten Zugang zu den Zentren des emotionalen Gedächtnisses haben. Stimmungen, Erinnerungen und Gefühle können durch Ereignisse getriggert werden, die wir auf bewusster Ebene

einfach nicht registrieren. Freuds zentrale Behauptung war jedoch, dass Ideen und Impulse, die im unbewussten Geist entstehen, aktiv unterdrückt werden, und dass wir eine ganze Trickkiste zum Zweck der Selbsttäuschung mit uns führen: *Verdrängung*, *Rationalisierung*, *Reaktionsbildung*, *Projektion*. Der angesehene Neurowissenschaftler Vilayanur Ramachandran zum Beispiel glaubt, dass es in neurologischen Kliniken nur so wimmelt von Verhaltensstörungen, die in einem Freudschen Licht betrachtet werden können und so den Beweis liefern für eine hirnbedingte Ursache für Verdrängung und andere Abwehrmechanismen. Das Nicht-Wahrhaben-Wollen von Krankheit, «Anosognosie», ist unter neurologischen Patienten natürlich weitverbreitet. Ich erinnere mich an eine Unterhaltung mit einem Mann, der vom Hals abwärts gelähmt war und mir von seinen Plänen berichtete, am Wochenende bergsteigen zu gehen.

(...)